

Nach Cala im Lande der Tembu.

Nach Gala im Lande der Tembu.

oder: Wie ich „auf die Seite“ gesetzt wurde.

Von P. Chrysostomus Ruthig, im August 1923.

Ja, wiederum hat der Poet recht bekommen: Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. — Kaum ist es ein Jahr her, daß ich schrieb: Wer sollte da nicht stolz sein, Rektor vom St. Bernhardsberg zu sein? Aber diesmal ist der Hochmut dem Falle gar nicht lange voraus gegangen. Noch ehe die Seilen im „Vergißmeinnicht“ erschienen waren, hat ein anderer auf dem herrlichen Inhlazuka gefessen, und ich konnte vom Indischen Ozean aus den „Abgesonderten“ oder St. Bernardsberg mit Heimweh betrachten. Diesen Tag hatte der tücksche Bengel keine Nebelkappe aufgesetzt und ich konnte da all die Berge ringsum sehen und von meinen alten Plänen träumen.



P. Chrysostomus mit seinen Katechumenen.

Mit einem etwas dichten Nebelschleier vor den Augen machte ich noch einmal die Reise vom Inhlazuka nach dem Ngilannoni, dem Vogelkropf, der mir jetzt ganz nahe lag. Da dehnten sich die langen Bergrücken zwischen dem „brühwarmen Illovu“ und dem stolzen Umkomaas, und dort oben sah ich es genau, wo ich mit meinen braven Schulkindern und den treuen Christen einen Saumpfad, etwa zehn englische Meilen lang, in die Seite der steilsten Abhänge und durch jähe Schluchten über gähnende, bis 1000 Fuß tiefe Abgründe eingehauen hatte. Ha! ist es nicht eine Freude gewesen, auf nun sicherem Pfade durch großartige Landschaft hindurch zu jagen, bei Tag und Nacht, und dort auf dem Vogelkropf an vielen frühen Morgen nach zweieinhalbstündigem Ritt die Sonne zu betrachten, wie sie, in einzigartiger Pracht aus dem Ozean aufstieg.

Ja, das ist dort die Stelle auf dem Vogelkropf, wo ich eine hoffnungsvolle Schule eröffnet, und wo ich oft meine lieben schwarzen Schäflein versammelt und das hehre Opfer gefeiert hatte. Meine Pläne für das neue Kirchlein dort oben, — werden sie nun verwirklicht werden? Und dort drüben

ist die Stelle, wo ich noch vor kaum drei Wochen das mit schrecklichen Wunden bedeckte Mädchen, das dazu an Halsbräune erkrankt war, getauft hatte; wo ich mir noch einmal meine alte Freundin aus der Jugend, die Diphtheritis, holte, an der ich krank lag, als der Brief des Bischofs kam, der mir sagte, daß ich sofort abreisen soll, um „auf die Seite“ gestellt zu werden.

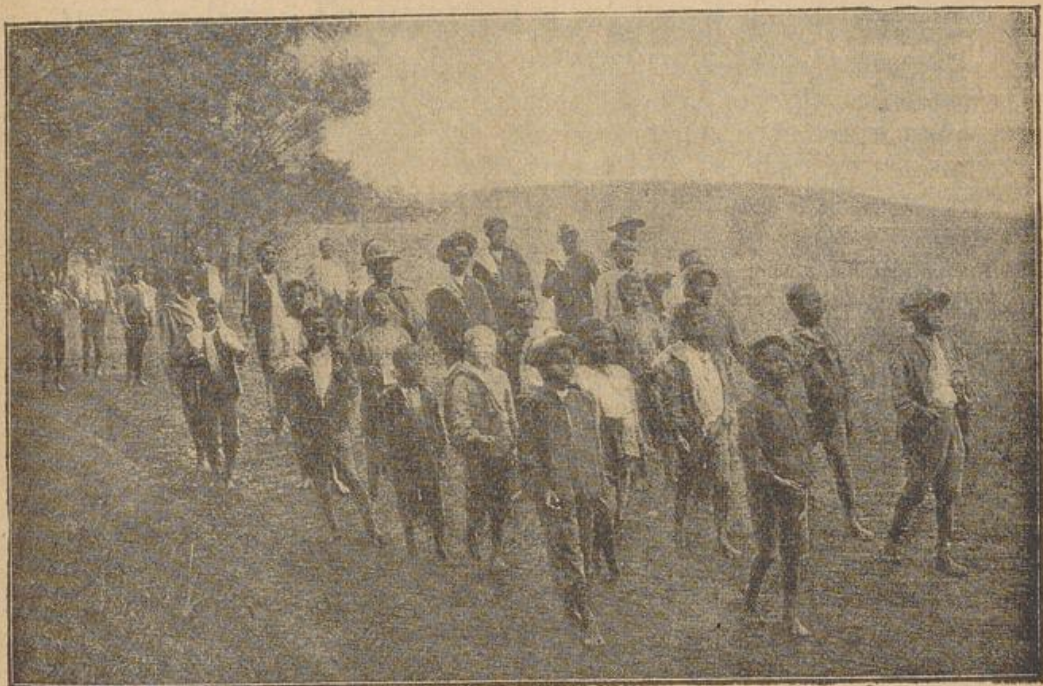
Der salzige Meeresgischtschlug mir in die Augen, als ich dort hinüberschaute und noch einmal im Geiste mich versenkte in eines der wunderbarsten Bilder, das ich jemals geschaut. Ich war gerufen worden, um Bonifatia die hl. Wegzehrung zu bringen. Ein schlankes, für seine 14 Jahre großes Mädchen, hatte ich sie auf Ostern in der St. Bernardisschule getauft, und nun lag sie daheim bei ihren heidnischen Eltern am Sterben. Sie war unschuldig wie ein Kind nach der Taufe und die Taufgnade machte sie so lieb, daß es eine Freude war. Lange blieb ich bei ihr, denn es war sicher das lehtemal, daß der Priester zu ihr kam. Wie ruhig und ergeben sah sie dem Richter entgegen, gerade wie sie freudig und fromm auf die hl. Hostie geschaut hatte. Schon neigte die Sonne sich zum Untergang, und ich bestieg mein Schlachtrößlein, das mich schon durch manchen Missionsstreit hindurchgetragen, und lenkte meine Schritte gegen Westen. Nicht weit war ich geritten, als ich, von Bewunderung hingerissen, einhielt.

Da lag mir zu Füßen das weite, weite, wald- und buschbestandene Berg- und Hügelland, zwischen dem sich Illovu und Umkomaas in großen Bogen hindurchwinden. Endlos dehnen sich nach allen Seiten, nein, nicht die Landschaft, die Landschaften, aus. Und alles ist überzogen mit einem leichten, silbernen Hauch, als ob eine jungfräuliche Erde mit durchgeistigtem Schleier für die Ankunft des Bräutigams sich bereit halte. Und weit drüben erhebt sich aus den unzähligen Hügeln, wie ein geborener König, der St. Bernardsberg. Wie in glühendes Licht ist er gekleidet und während tiefe Schatten bereits in den Tälern und Schluchten ringsum lagern, scheint er sein strahlendes Licht weithin über die scharf abgegrenzten Berge und Hügel zu gießen. Nun tritt in majestätischer Herrlichkeit die Sonne hinter dem Berge hervor. Wie eine große, glühende Welt senkt sie sich langsam, langsam, immer wachsend, hinein in die bräutliche Erde. Mir ist, als ob ich Christus sähe, wie er in unendlicher Schönheit hinter dem Berg hervorschwebe, hineinragend in das Firmament, ein weltengroßes, glühendes Herz in der Brust, und wie er dies Herz senke in die kummerbeschwerte Erde, wie die Erde sich versenke in sein unendlich großes Herz. Und ich sehe meine Bonifatia und hunderte liebe Kinder, denen ich das Brot des Lebens, des ewigen Lebens gereicht im Augenblick des Todes, wie die unendliche Herzenssonne sich in sie hinein versenkt, wie sie versenkt werden in dies glühende Herzensmeer.

Alles das erlebe ich wieder und alles, alles, was ich dort auf den Bergen und in den Tälern gesehen, gefühlt, gearbeitet und gelitten habe. Und wie ich so träume, kommt ein Herr zu mir und fragt: „Pater, was suchen Sie da drüben mit so ernsten Blicken?“ Ich erwache, zünde mein Pfeifchen an und erwidere: „Ich habe gerade ein Begräbnis gehalten.“ — „Was? Ein Begräbnis?“ — „Ja, ein Begräbnis; ich habe soeben dort die Berge und alle, die darin wohnen, in meinem Herzen begraben und einen schönen Teil meines Lebens dort in den Bergen.“ — „War das Ihr Wirkungskreis und sind Sie versetzt?“ — „Ja, ich gehe nach Tembuland.“ — „Dann sei der Herr Ihnen gnädig!“

Nun, der Herr ist uns ja immer gnädig. Und wie schön ist das an Poesie so reiche Leben des Missionars! Oft hat man mir Vorwürfe gemacht,

daß ich immer allein reite ohne Begleiter, selbst in pechschwarzer Nacht auf den gefährlichsten Wegen und Stegen. Aber sind da nicht die Engel meiner Kinder bei mir? Begleiten mich da nicht alle meine Kinder von allen Altern und allen Hautfarben? Kann ich da nicht am besten mit ihnen reden, ihre Leiden und Freuden teilen? Und da allein in der Nacht oder auch am Tag, da kann man beten und überlegen und Predigt machen. Nun, da ich „auf die Seite gesetzt“ bin, reise ich in schwerer und behüteter, mit zwei Gäulen bespannter „Kart“, zwar auch allein, aber alle Poesie ist dahin und die Prosa des Lebens möchte einem das Reisen verleiden, wenn man so trocken auf der Landstraße dahinzieht wie ein feiner Herr und die einzige Poesie finden kann in den Steinen und Blöcken, die einem die Straße versperren.



Zum Spiel.

Aber freilich, auf dem St. Bernardsberg, da war das Reisen doppelt lustig und fidel. Dort bin ich stets mit Champagner ausgeritten. Alles wunderte sich immer, wie ich so fröhlich meines Weges ziehe, aber das Geheimnis habe ich begreiflicher Weise nicht preisgegeben, daß ich nämlich nie ohne meinen Tröster „Champagner“ über Berg und Tal zog. Und den Champagner muß ich jetzt missen im Tembuland, und das macht die Sache noch trockener, noch prosaischer. — Wie es ihm wohl geht ohne mich? Ja, wie geht es wohl meinem lieben Freunde, der mich nie im Stich ließ, meinem treuen Reittier, das stets mit Hochgenuß seinen Namen „Champagner“ rufen hörte?

Ueber East-London, wo ich das Schiff verließ, ging es also nach Tembuland, wo „der Herr mir gnädig sein sollte“, wie Herr Schiffsgenosse meinte. Am Montagmorgen bestieg ich den Zug und reiste durch mich wenig interessierende Gegenden. Denn, wer Ostgriqualand und Natal zu Fuß und zu Pferde 22 Jahre abgeklopft hat, den lassen die Landesstrecken im Norden von Ost-London kalt. So hatte ich Zeit, von meiner neuen Heimat zu träumen. Dort sollte ich die Mission bei den Weißen übernehmen! Ich, ein Kaffer vom

rechten Schlag soll Farbe wechseln. Bin mit mehr oder weniger Glück Mosuto, Hlubi, Hlangwini, Baca, Zulukaffer gewesen, aber nun sollte ich ein feiner Europäer werden, also rein aus der Haut fahren. Da war mir's schon zu Mute, als ob ich zum erstenmale Fischtran trinken sollte. Und das Kunststück habe ich nur einmal im Leben fertig gebracht. Um 9 Uhr früh am Feste Mariä Opferung fuhr ich an der Kirche, meiner Pfarrkirche, vor und las die erste hl. Messe. Also hatte ich mich jetzt zu opfern fürs Tembuland, und zwar in Cala, was in der Sprache der roten Kaffern, alias Tembus, „Auf der Seite“ heißt. So war ich also „auf die Seite gesetzt“.

Wie man sich „auf die Seite gesetzt“ fühlt, werden wir sehr bald berichten.

Grundlage aller Erziehungen ist die Religion.

Für den christlichen Erzieher ist das Kind kein bloßes Menschenkind. Da, wo die Schrift zum erstenmal vom Kinde spricht, nennt sie das Kind ein Geschenk Gottes. Der christliche Erzieher ist Gottes Stellvertreter, damit auch Vertreter einer höheren Lebensordnung, zu der das Kind erst hinaufgebildet werden muß, nicht etwa nur Freund und Kamerad der Jugend; denn auch die Kinder verlangen in ihrem ganzen Wesen nach einer festen Führung. Auf dem Boden der Religion wurzelt unsere Stellung zum Kinde. Christliches Erziehen ist ein Nachbilden dessen, was Gottes Weisheit und Güte an Edlem und Schönem im Menschenkinde grundgelegt hat. Die Religiosität hat aber bei den Erziehern anzufangen. Nur der kann wahrhaft erziehen, der mit dem Kinde nicht nur über Gott sprechen kann, sondern oft und inbrünstig zu Gott spricht für die ihm anvertrauten Kinder. Wir sollen nicht nur beten: Herr, mache sie doch besser, die Kinder, sondern: Herr, mache mich doch besser, damit ich sie Dir gewinne. Nur gute Menschen können veredelnden Einfluß auf andere ausüben. Wer und was macht uns gut, wenn nicht tiefe, echte, wahre Religiosität, die alles durchdringt, was wir reden und tun?

„Unermeßlich glücklich das Kind, das eine wahrhaft christliche Mutter hat, auch wenn es in Lumpen aufwächst und in Lumpen dem Grabe zuwankt.“

Unermeßlich unglücklich ist ein Kind, das eine unchristliche Mutter hat, auch wenn es in Purpur und Seide gebettet ist,“ schrieb der berühmte Bischof Ketteler.

Merke es wohl!

„Alle mögen edelherzig zur Rettung der Seelen beitragen, die Christus erlöst hat. Wenn auch nur eine einzige Seele verloren ginge wegen Mangels an Hochherzigkeit, wenn auch nur ein einziger Missionar einhalten müßte, weil es ihm an Mitteln gebricht, die wir ihm verweigerten, so wäre das eine große Verantwortung, woran wir vielleicht nicht genügend im Laufe unseres Lebens gedacht haben. Wir treten vielleicht vor das Gericht Gottes ohne ihm gedankt zu haben für die Weitherzigkeit, mit der er uns die Wohlthat der Erlösung zukommen ließ. Auch der letzte der Gläubigen kann und muß wiederholen: „Was kann ich dem Herrn bieten für all die Gnade, die ich empfangen habe?“ Da bietet sich nun eine günstige Gelegenheit dar wie keine andere. Für den Glauben, den wir von Gott empfangen haben, wollen wir mitarbeiten und andere Seelen zum Glauben bekehren.“

Papst Pius XI., Pfingstpredigt 1922.